

Predigt über Genesis 2,4b-9.15.18 - 15. So. nach Trin. 20.09.2020

*Dies ist die Geschichte der Entstehung von Himmel und Erde, als sie geschaffen wurden. Zur Zeit, als der HERR, Gott, Erde und Himmel machte und es noch kein Gesträuch des Feldes gab auf der Erde und noch kein Feldkraut wuchs, weil der HERR, Gott, noch nicht hatte regnen lassen auf die Erde und noch kein Mensch da war, um den Erdboden zu bebauen als noch ein Wasserschwall hervorbrach aus der Erde und den ganzen Erdboden tränkte, - da bildete der HERR, Gott, den Menschen aus Staub vom Erdboden und blies Lebensatem in seine Nase. So wurde der Mensch ein lebendiges Wesen.*

*Dann pflanzte der HERR, Gott, einen Garten in Eden im Osten, und dort hinein setzte er den Menschen, den er gebildet hatte. Und der HERR, Gott, liess aus dem Erdboden allerlei Bäume wachsen, begehrenswert anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse.*

*Und der HERR, Gott, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaute und bewahrte. Und Gott, sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist. Ich will ihm eine Hilfe machen, ihm gemäss.*

Liebe Gemeinde,

nun bin ich also auf meine alten Tage doch noch Grundschullehrer geworden. Jeden Dienstag in der ersten Stunde darf ich in der vierten Klasse unserer Grundschule Religion unterrichten. Was für eine wunderbare Möglichkeit! Weil es um die Bibel und insbesondere um das Alte Testament gehen soll, inszeniere ich die Stunden so, dass wir zeitweise auf dem Fußboden um ein Lagerfeuer aus bunten Tüchern herum sitzen, als wären wir Nomaden in Palästina vor etwa 4.000 Jahren. Menschen also, die sich die alten Geschichten ihrer Mütter und Väter erzählen und dabei überlegen, warum man die Geschichten so und nicht anders überliefert hat. Dann wechseln wir die Perspektive, um an den Tischen noch einmal anders über die Geschichte nachzudenken.

Kommen sie also mit uns ans Lagerfeuer. Keine Angst, Sie müssen sich jetzt nicht auf den Fußboden setzen! Aber stellen Sie sich einen Moment lang vor, Sie lebten in den aus Fellen, Stoffen und Stangen errichteten Zelten der Hirten, die ihren Herden und den Jahreszeiten mal hier- und mal dorthin folgen. Die noch weit davon entfernt sind, ihre Gedanken und Geschichten schriftlich festzuhalten, und doch, wenn Sie abends beieinander sitzen, nach dem Woher fragen und dem Wozu. Die all ihr Denken in Geschichten kleiden, so bunt wie die Teppiche auf denen sie zusammensitzen. Und doch voller Tiefe und voller Weisheit.

So erzählen Sie also von Gott, der - noch bevor irgend etwas anderes da war - den Menschen aus einem Klumpen Lehm formt wie ein Töpfer, wie ein Künstler, wie ein Kind im Spiel. Der ihm seinen Atem einhaucht, damit das Unbelebte lebendig werden kann. Sie erzählen von dem Garten, in den hinein Gott den Menschen stellt, Bäume und Sträucher zunächst, dann Tiere. Und auch wenn wir die Erzählung heute nur in Auszügen gehört haben, wissen wir doch, dass Gott sein Werk noch einmal kritisch ansieht, seinen aus Lehm geformten Menschen noch einmal teilt, um aus dem gleichen Material zwei zu machen, Mann und Frau. Irgendwie gleich und doch so verschieden.

Würden wir uns nun zusammen mit den Kindern wieder auf unsere Stühle setzen, um aus der Perspektive eines viertausendjährigen Abstands auf diese alte Geschichte zu blicken,

würden vielleicht manche entzückt in die Hände klatschen, weil das so hübsch ist und so anrührend. So naiv und im schönsten Sinne unglaublich. Andere würden ratlos den Kopf schütteln über die Ahnungslosigkeit früherer Generationen, die noch nicht wissen konnten, wie das mit der Evolution wirklich war und mit der Entwicklung des Lebens aus dem Wasser heraus. Ja, aus dem Abstand hält man sich leicht für klüger. Aber Vorsicht! Wir sollten uns doch erst noch einmal die Mühe machen, genau hinzusehen, was uns die Alten da erzählen. Und wenn ich voraussetze, dass diese Nomaden ziemlich kluge und reflektierte Menschen waren und sich viel mehr Zeit genommen haben, über die Welt nachzudenken, als es die meisten Menschen heute tun, dann stoße ich auf drei ganz wichtige Gedanken:

Der erste betrifft das Verhältnis von Gott und Mensch zu einander. Die Hirten erzählen sich, Gott habe den Menschen aus einem Klumpen Lehm geformt und ihm dann seinen Atem eingehaucht. Sie werden auch andere Geschichten gekannt haben. Von Göttern etwa, die die Menschheit gezeugt oder Göttinnen, die die Menschen geboren haben. Oder von Naturphänomenen, in denen Gott erkannt wird - in einem mächtigen Baum, in der Sonne, dem Mond oder wo auch immer. Indem die Nomaden von Gott als Töpfer erzählen, halten sie einen ganz wichtigen Gedanken für sich fest: dass Gott und Mensch wesensmäßig deutlich von einander unterschieden sind. Töpfer und Ton sind durch nichts zu verwechseln. Gott also ist etwas außerhalb der geschaffenen Welt.

Zugleich aber sind Gott und Mensch in Beziehung zu einander. Der Atem Gottes ist es, aus dem der Mensch atmet. Der Mensch ist nicht einfach Materie, eine Anhäufung von Zellen, sondern verdankt seine Lebendigkeit einer Kraft, die außerhalb seiner selbst liegt und ihn doch durchströmt.

Keine Sekunde sollten wir denken, die Nomaden Palästinas erzählten sich die Geschichte von der Erschaffung des Menschen einfach so und aus ihrer Naivität heraus. Im Gegenteil! Hier stehen wir das Ergebnis eines intensiven Nachdenkens und der bewussten Abgrenzung gegen die Vorstellungen anderer Völker. Beides weben sie in ihre bunte Geschichte hinein: die wesensmäßige Unterschiedenheit von Gott und Mensch und die innige, lebenstiftende Beziehung, die dennoch besteht.

Diesen doppelten Gedanken führen die antiken Erzählerinnen und Erzähler dann weiter aus, wenn es um das Verhältnis des Menschen zu seiner Mitwelt geht. In einen Garten setzt Gott den Menschen hinein, stellt ihm die Tiere an die Seite, mit denen er lebt. Auf der einen Seite gibt es ganz viel Verbindung, Mensch und Tier ähneln sich in vielem: in ihrer Körperlichkeit, ihrer Lebendigkeit, ihrer Empfindungsfähigkeit. In diese Sinne ist der Mensch ein Tier unter Tieren, eine eigene Spezies eben.

Zugleich aber ist er deutlich von den anderen Tieren unterscheiden. Der Mensch sei ein ‚zoon logikon‘ hat man später formuliert, ein vernunftbegabtes Tier. Unsere Nomaden formulieren es noch etwas anders: Sie erzählen, der Mensch habe den Auftrag, den Garten zu bebauen und zu bewahren. Das bedeutet, der Mensch habe die Verpflichtung, seine besondere, ihm nur als Menschen innewohnende Fähigkeit zur Reflexion in den Dienst der Mitschöpfung zu stellen.

Wie schon beim Verhältnis des Menschen zu Gott wird auch hier dieser doppelte Gedanke entfaltet: Unterschiedenheit - und Beziehung, Verantwortung.

Schließlich wiederholt sich das Motiv ein drittes mal: Gott formt einen zweiten Menschen aus dem Material des ersten, ähnlich aber nicht gleich. So dass es staunend heißt: *„Das ist ja Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleisch.“* Die Hebräische Bibel verwendet dann ein Wortspiel, um deutlich zu machen, dass Mann und Frau gleichartig

aber nicht identisch sind: *Isch* heißt Mann, *Ischah* Frau. Das kann man im Deutschen gar nicht so wiedergeben. Luther hat sich bei seiner Übersetzung beholfen, in dem er von *Mann* und *Männin* schreibt. Das ist aus heutiger Perspektive schwer auszuhalten, denn die Frau ist ja nicht etwa eine Ableitung des Mannes. So eine Vorstellung würde auch dem Gedanken der alten orientalischen Überlieferung nicht wirklich gerecht. Nein, auch hier geht es darum, zu zeigen, dass Mann und Frau zwar von einander unterschieden aber in enger Beziehung zu einander sind.

Und so wird der rote Faden deutlich, den die Nomaden der Frühzeit in die Paradieserzählung hineingewoben haben: Es ist ihnen darin gelegen, den Menschen als Beziehungswesen zu beschreiben - in seiner dreifachen Beziehung zu Gott, zu seinen Mitgeschöpfen und zum anderen Menschen.

Würden wir jetzt fasziniert von der Weisheit der Nomadinnen und Nomaden bei ihnen am Lagerfeuer sitzen bleiben, könnten wir noch stundenlang den Erzählungen lauschen: Denn auch die Erfahrung, wie der Mensch alle seine Beziehungsmöglichkeiten zum Mitmenschen, zur Schöpfung und zu Gott immer wieder kaputt macht, kleiden sie wiederum in die buntesten Geschichten.

Aber davon soll heute nicht die Rede sein. Denn der heutige Predigttext endet ja bewusst vor dem Sündenfall. Das gefällt mir sehr gut. Unsere Mütter und Väter im Glauben wollen doch zunächst einmal beschreiben, welches Potential der Mensch hat in seinen unterschiedlichen Beziehungsmöglichkeiten.

Ich will das heute nur an einer Stelle vertiefen, nämlich da, wo es um die Beziehung des Menschen zur weiteren Schöpfung geht. Die biblische Überlieferung stellt den Menschen in einen Garten hinein, die Tiere werden ihm wie Artgenossen an die Seite gestellt. Da wird also zunächst sehr die Gleichheit der Geschöpfe betont. Und dann kommt der besondere Auftrag an den Menschen, der den Unterschied kennzeichnet: der Auftrag, zu bebauen und zu bewahren.

Die Alten haben hier also die besondere Verantwortung des Menschen für die Mitschöpfung herausarbeiten wollen. Das ist großartig! Ein Thema, das ich heute aber nicht weiter vertiefen möchte.

Ich möchte lieber einen kleinen Moment bei der Beschreibung des Menschen als ‚*zoon logikon*‘ bleiben, als ‚vernunftbegabtes Tier‘. Denn der Auftrag zur Schöpfungsverantwortung leitet sich ja gerade aus der Unterscheidung des Menschen von seinen Mitgeschöpfen ab. Gerade diese Unterscheidung wird im Licht unserer heutigen Erkenntnisse immer mehr in Frage gestellt. Was bedeutet es denn, wenn wir sagen, der Mensch sei im Unterschied zu allen anderen Tieren ‚vernunftbegabt‘?

Anthropologen haben das lange auf die Sprachfähigkeit und den Zeichengebrauch der Menschen bezogen. Aber wir wissen heute, wie sehr nicht nur Tiere mit einander kommunizieren und komplexe Zusammenhänge übermitteln, sondern sogar Pflanzen. Mit Hilfe chemischer Moleküle übermitteln sie über die Luft oder über das Wasser Informationen. Sie erkennen ihre eigenen Verwandten, tricksen andere Pflanzen oder Tiere aus und entwickeln in ihrem Wurzelwerk einen Apparat zum Auswerten und Speichern von Informationen. Das ist äußerst faszinierend und man kann Pflanzen also mit Fug und Recht als intelligente Wesen bezeichnen.

Der Gedanke, die besondere Vernunftbegabung des Menschen läge in seiner Fähigkeit, sich sozial zu organisieren, verbietet sich ohnehin. Denn wir alle wissen ja um die beein-

druckenden sozialen Interaktionen bei Bienen- oder Ameisenvölkern oder um die rührende gegenseitige Fürsorge bei Menschenaffen. Über die sozialen Fähigkeiten der Gattung Mensch will ich jetzt gar nichts sagen. Aber als Unterscheidungskriterium ist das Soziale zumindest vollständig ungeeignet.

Ein letzter kleiner Gedanke: Die Idee, die Vernunft mache den Menschen zum Menschen, bringt uns in größte ethische Schwierigkeiten, wenn wir an die Menschen denken, deren Vernunft auf unterschiedliche Weise eingeschränkt ist: geistig Behinderte, Demente, Hirntote. Es verbietet sich doch der Gedanke, wer nicht oder nicht mehr reflektieren, kommunizieren oder sozial agieren kann, habe aufgehört, ein Mensch zu sein! Bitte erlauben Sie mir, auch an dieser Stelle wieder einen Satz Dietrich Bonhoeffers zu zitieren: „Vom Menschen geborenes Leben ist menschliches Leben.“ Das bedeutet: Die Würde des Menschen besteht darin, dass er ein Mensch ist, vom ersten bis zum letzten Atemzug und völlig unabhängig von seinen individuellen Möglichkeiten. Der gleiche Satz müsste natürlich von jedem anderen Tier ebenso gesagt werden.

Der doppelte Grundgedanke der biblischen Schöpfungserzählung von Unterscheidung und Beziehung muss aus unserer heutigen Perspektive vielleicht etwas relativiert werden. Die Unterscheidung des Menschen von seinen Mitgeschöpfen werden wir heute nicht mehr so sehr betonen. Und Gegenstand einer anderen Predigt von ein paar Monaten war ja die Tatsache, dass wir auch die Trennlinie zwischen Mann und Frau, *Isch* und *Ischah* nicht mehr so eindeutig ziehen können, wie man es lange gewohnt war.

Umso mehr werden wir uns vielleicht freuen, wie sehr die Nomadinnen und Nomaden vor 4.000 Jahren den roten Faden der dreifachen Beziehungsfähigkeit des Menschen in ihre Erzählung eingewoben haben. Noch bevor sie beschreiben, wie der Mensch diese Beziehungen in allen drei Richtungen zerstören kann, berichten sie uns von seinen Möglichkeiten: Wir haben das Potential zur Beziehung. Und wo wir es nutzen, entsteht etwas Gutes. Diesen Gedanken halte ich heute gern für mich fest. Amen.